

Die Heimat

Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

3. Blatt.

Landsberg (Warthe) 1929.

Nr. 11.

Stunden im herbstlichen Wald.

Von Edmund Scharein.

In grauem Dunst ist der junge Herbsttag geboren. Weißgräue Nebel stehen über den Gräben, fluteten in dichten Schwaden über die Waldbüsche.

Der Dachs hat in all dem Mulum den Sinn für das Zeitmaß verloren. Deßhalb wackelt er einige Schritte von mir entfernt vorbei, ohne mich zu vernehmen. Der Nebel verschliefte heute alles, jedes Ding und jeden Laut. Neben das Gestell schließen sich einige Tiergestalten: Edelweiß. Umsonst hebt das Leittier den Windfang. Keine Witterung gibt ihm Kunde. Nur der Brodem zieht dumpf und schwer. Nebenan im Holz bricht es: unfeit ziehen die Rehe umher. Alles wartet: was wird der Tag bringen?

Regungslos und düster verharren die Erlen im feuchten Grund. Es ist nicht mehr viel zu hoffen auf Sonne und Wärme, zu dieser Jahreszeit. Doch reden sich die stolzen Eichen: ihre Sonnenentfaltung ist groß, und ob sie auch reiche Frucht tragen — noch ist die Reife nicht ganz vollendet. Und von der ragenden Wand der Fichten geht ein Raunen aus, ein Gebet um Sonne und Wärme: lang ist der Winter und graujam. Tie unter feuchten Tüchern und wallenden Schleieren aber hoffen Blumen und Kräuter, Kinder des Herbstes, dem Licht entgegen. Sie wollen noch nicht sterben, und so harren sie der Sonne.

Und sie kommt. — Kein Morgenrot hat sie gefindet. Als feuriges Glutennball steht sie auf einmal über dem Hochwald. Die ganze Kraft hat sie zurückgehalten zu entscheidendem Vorstoß, der den Nebeln gelten soll und allem, was der Tag etwa an herbstlichem Ungemach noch bringen könnte. Sie schlägt Breche auf Breche, in den bleigrauen Wolf bringt Bewegung in die frägen dunklen Wälder. Und schon treten aus den zögernden Nebelschwaden einzelne Baumgruppen hervor. Und mit jedem Augenblick geht die Sicht weiter. Farben leuchten, Taukronen glänzen. Nur noch im Erlergrund hängen liebliche Teiche an den Zweigen.

Der Tag ist da, der sonnenfröhliche Herbsttag. Und alle grüßen ihn. Bereit von der Lust der naßen Tücher lachen grüne Jungbirschen und goldene Buchen der Sonne entgegen. Wie Tannenknaben prahlen mit ihrem blitzenen Geschmeide. Blaue, rote und weiße Blumen zeigen ihre Hütte, Gloden und Kelche. Und der Adlerfarn leuchtet wie Gold. Tierstimmen erfüllen den Wald. Der debhnt sich, bereit vom Schwange des Nebels, und holt seine bunten Gewänder herbei. Eines nach dem andern. Herbstliche Gaben zeigt er in verschwenderischer Fülle: hier den Eicheln und Buchefedern Brächt, dort im wirken Geran der Bombeeren reife Früchte, tonzrote Beeren und dann solche in tiefem Schwarz.

Mit jauchzendem Ruf streift der Bursch über die Bäume, sieht höher und höher, sieht seine Kreise. Wie im Frühling. Tie unter ihm im Gesetzweig begnügen sich die Kleinen, Meisen und Finken und Goldammer. Sind auch viele von den Gestaltern, die immer den Wald belebten, schon weg, andere sind getommen. Mit herbstlichen und eisernen Wolfern. Da an der Kultur, die fürstigende Hand des Forstmanns liegt, ist ein Krump Rottelschein. Ergendwo im Norden sanden sie sich zusammen und suchten diese heimliche Stätte im herbstlichen Wald auf. Und der Baumkönig nebenan im Gefüll, der hier hohenständig ist, hat die Annummierung mit ihren Feinden bekannt gemacht, dem schleidenden Biesel und dem flüttenden Sperrber, der hier manchmal eisigen Fluges durch die Bispel streicht. Aber dort, wo in sattem Rosa Distelflüsse stehen, sind noch andere Gäste. Seit gestern blüht es da in dem Distich. Gelb und rot leuchtet es. Und man könnte denken, daß es Herbstaub sei. Über die Bewegung verrät Leben. Muntere Stieglitz sind hier eingekehrt. Die juchen und vinden von früh bis spät. Und da die Disteln reichlich Samen tragen, werden sie hier noch eine Zeitlang blühen.

Nebenan im dunklen Fichtenbestand vergnügen sich Eichhörnchen in niedlichem Spiel. Stammaus, stammab geht's

in hastiger Eile. Sprünge — Klettern — Sprünge. In ständigem Wedsel. Bis die Mahlzeit locht. Fichtenäpfchen in braunen Zapfen. Und der Eicheltlobt weiter ab im stillen Holz. Und überall braune sammentragende Zapfen. Braun und grün — eine wirksame Farbenzusammenstellung! Die Natur zeigt uns, was schön ist.

Sonnenverzauberte Mittagsstille über dem Jungholz. Kein Baum weit und breit. Aber die Farben sprechen, wie die nur der Herbst in seinen schönsten Tagen kennt. Nirgendwo sind so lebhaft wie hier in diesem gemischten Baumbestand, in dem das Alter mit der Jugend zusammengeht. Da steht neben der storzigen Eiche, die das erste Herbstgold zeigte, eine lichtgrüne Birke, die darunter sich aus dichten Gras die zarten Triebe der Tannen zum Licht empor; da knallt es rot aus den fettgrünen Eichen; ein Ahorn zeigt seine leuchtende Krone. Und die Sichtung in ihrer Farbenpracht ist anzusehen wie ein Blumenstrauß. Und über allem die sonnige Stille dieses blauen Herbsttages.

Aber wo die Sonne vrall über den Eichen steht, da herrscht reges Leben. Allerlei Kleingetier vergnügt sich da. Allerlei Kleingetier vergnügt sich da. Fledermaus summen, hummeln, brummen. Meisen vinden. Auf glattem Stubben sonnt sich die Eichelsie. Der rüffige Stamm einer alten Eiche, der die Sonne unter ihre Schalen nimmt, dient Biene und Fliegen ein. Alle, alle wollen sich Wärme aufzuflockern für einen langen, kalten Winter.

Die Sonne sinkt, der Abend naht. Goldig leuchtet die Bispel auf. Zu feurigen Augen werden die glatten Stämme. In leuchtenden Purpur ist das Unterholz getaucht. Und dann ist alles hin. Über dem Graben steht wieder der Nebel, und der Schleier über der Wiese wird dicker. Aber am Hauptstiel leuchtet es aus dem Halbdunkel des hereinbrechenden Abends auf: der Korallenenschmuck der Eberesche weist mir den Weg.

Genninisch-Warthebruch.

Aus den Gründungsjahren einer Bruchkolonie.

Von Otto Kaplit.

Über die Entstehung und Entwicklung der im Jahre 1725 gegründeten Kolonie Genninisch-Warthebruch, die heute die drei Gemeinden Ober-, Unter- und Dönnin umfasst, hat **Dr. St. Pelegentz** der Zweihundertjahrfeier des Ortes in diesen Blättern ausführliche Mitteilungen gemacht, zugleich aber auch die bedeutendste Tatsache festgestellt, daß die Siedlungsbedürftige leider nicht mehr vorhanden sind. Dieser letztere Umstand ist auch der Grund dafür, daß das einzige größere Werk, das wir über die Kolonisation des Warthebruches besitzen (*Neuhaus, Dr. Tribesian, Colonisation i. Warthe- und Nebrejian, Landsberg a. R. 1906*), diese zweifellos wichtigste und größte vorüberdzianische Warthebruchsiedlung völlig übergeht. Angefischt dieses Mangels an Quellen dürften die folgenden Mitteilungen, die uns in das dornenreiche Leben der ersten Kolonisten aufschlußreiche Blicke zu lassen, von besonderem Interesse sein.

Die Siedler waren wahrscheinlich, wie schon Arndt bemerkte, aus dem *Nieder- und Oberbruch* gekommen. Ursprünglich hatte man ihnen „in der Heide auf der Höhe“ in einem gewissen Abstand von einem trockenen Orte“ Land zugeschrieben. Das Forstamt aber, das für die Kolonisationsanstalten des Königs in den Brüchen und Täfern der Wilder kein Verständnis hatte, segte es ab, daß die Siedler „in das niedrige und naßreiche Gelände vertrieben werden“. Sie boten sich diese Absetzung statthaft anzuzeigen, nachdem ihnen — wie sie selbst wenigstens später behaupteten — die Gründungsgewisser Bedingungen zugesichert worden waren. Am wichtigsten war ihnen das Versprechen gegeben — und ihre Angaben erzielen glaubhaft — daß sie „durch Anfertigung des Haubtkarabens und des Damms an der Genninischen Grenze vor dem Busch mit ihren Ländereien“ gesedt und in Sicherheit gelegt würden.“ Außerdem sollte das auf ihren Acker- und Weizen sehernde Holz ihnen gehören und ihr Vieh während der Freizeit frei Malt in den königlichen Seelen genießen. Als nach Ablauf der Freizeit das Amt Himmelsstadt im Sommer 1725 zum erstenmal Abgaben und Zins erheben wollte, da verwiegerten die Kolonisten die Zahlung, weil die ihnen gegebenen Sicherungen nicht oder nur mangelfhaft erfüllt worden waren, und um weiterhin befreidestehen an die Kämmerer und Richter hier erhielten sie „höfliche und kostlose Resolution“, die Kammerkasse bestätigte rundweg, daß die genannten Bedingungen jemals gewahrt worden seien, da aus den Aten nichts darüber hergehoben. Und was die Nebenschwemmungen anlangte, so sei zu vermuten, daß auch ähnlich trockene Jahre kommen werden; dann aber könnten die Kläger ihre Ländereien so viel besser nutzen. Sie müßten also gästen — oder die Resolution geworfen werden.

Mit diesem Bescheid gaben sich die Ansiedler nicht zufrieden und rieten am 18. Juni 1725 die oberste Königliche Behörde, das General-Direktorium, an. Sie verwiesen darauf, daß zwar Gräben ausgegraben werden seien, nach ihrer Meinung aber am verfehlten Orte, daß sie keinen Schutz genießen und „das Wasser auf dem Holz behalten“. Im vorigen Jahr hat das Wasser vom Frühling in den späten Herbst hinein keinerlei mannshoch über unserm Holländerbrücke gestanden, daß wie nicht eine Handvoll Butter machen konnten, unter ihrer Verhüllung ließ endlich ein ein Spottgeld verkaufen müssen, damit es nicht vollends vor Hummer freieie. Und vor die Kunden gehen möchte.“ Das Holz auf dem Markt hat man ihm geworfen und nachdem der Königliche Behörde gezeigt, an freie Macht ist nicht zu denken gegeben. Ueberdies aber hätten sie die Ländereien, die sie verfehlten sollten, nicht einmal voll und ganz. Denen Stärme und Gemäßter, die durch ihre Hüsen liegen, sind ihnen statt Landes zu-

gemessen worden. Der Nutzung dieser Wasserläufe aber erfreuten sich die Genniner, die hier den Fischfang ausüben und sogar die Laaten und „Dünnpels“, die mitten in den Gewässern der Holländer liegen, bestießen.

So ist ihnen „pure Unmöglichkeit“, den Zins abschaffen, und deshalb bitten sie um Erlass der Steuer so lange, bis sie wirklich vor dem Wasser geflüchtet und bis die Hüsen gründlich nadgemacht wären. Dann wollten sie mit und ohne Widerrede zahlen. Nur Holz zu Baumfällen, nogenannte Solothümme, wie sie Begründer und andere Kolonisten aus dem Osten und anderen sehr entzückt, da die Bäume bereits frisch und eunerzeugungsbedürftig seien.

Das vom König eingeholte Gutachten der Kammer, das freilich erst ein volles Jahr später, im Mai 1726, eingang, verfuhr fauln, die Beschwerden der Kolonisten zu entkräften. Und den Departements- und Kriegsrat wurde auf einer Ortsbesichtigung im Warthebruch gesandt. Dieser Bericht läßt erkennen, daß die Lage der ersten Ansiedler geradezu bejammernswert war. „Zuerst war die Bewohnung nie angeführt, obwohl es auch von ihnen, als sie in der ersten Unordnung ohne Anstellung von solchen meinten“, nicht soviel geschehen war, wie sie sich derartige trockne Aufzähle und die Nebenschwemmungen mehrere aufeinander folgenden nassen Jahren bezeugt wurden. Wobei bei mehrfachen Besichtigungen im Sommer und Winter 1725/26 das Bruch so hoffnungslos überflutet war, daß irgend welche Aussicht auf die geringste Bewohnung nicht bestand. Und bei dieser Überflutung hielt seit dem Herbst 1725 ununterbrochen andauernde, so waren die Ländereien völlig verworfen. Die Genniner sagten, daß sie lediglich die kleinen Höfe wieder hätten heben können, die 5—6 Bauernhäuser gab. All die übrigen Weizen waren ganz und gar verdorben und liefereten nicht eine Handvoll Getreide. Bei den Holländern in Genninisch-Warthebruch waren die Herren im Dienst der königlichen Kanzlei bei den Schülern Wieland, Peter und Christian Blaauw und Martin Schulte und dem Provinzialmeister Peter Wieland, Michael Waternam und Friedrich Gustaw — was sehr die Erelution fristete. Die Leute hatten, nachdem ihnen alles Vieh verloren, nichts im Hause.“ Selbst die Drohung, ihre Güter andern zu überlassen, machte auf sie keinen Einindruck: Sie hatten zwar Brod noch Gold und wenn sie vor dem Wasser nicht geflohen wüssten, so ließen sie selber auf gehen und ließen ihre Häuser gerne stehen! Auch mit den benachbarten Kolonisten verbanden sie keine Freundschaft.

Die Leute aus der Provinz Sachsen, Wörz und Großen Räthe, die beiden Schwestern, Anna Jacob Radach und Hans Schwartz, sowie die Geschäftsführer Peter Müller, Hans Ehrenfried Christian Blaauw und Martin Schulte zu den Verhandlungen entlastet hatten, baten, nur so lange noch vom Zins zu verzichten,

bis ein einziges trockenes Jahr

ihnen Lust häße;

dann wollten sie sich selbst bewillen, wie es ihre Nachbarn, die Kiechter Holländer, mit bestem Erfolge auch getan hätten.

Die Kolonisten hatten zweifellos recht, wenn sie betriebs des bestreiteten Bewilligungsverfahrens betonten: „Wenn es ihnen auch nicht gegeben werden wäre — müßlich ist es aber doch mehrfach geschehen — so lebte doch der Augenblick, daß sie gegen die Nebenschwemmung einen gewissen Schutz gewollt und müßlich. Mit dem Vorsatz, die Ländereien gegen diese Überschwemmungsarbeiten noch immer nicht bereit, die Riebung aber, die doch den größten Teil ausmachte, um ihnen schon sechs bis acht Tage lang mir im trockensten Sommer auf gavis kurze Zeit vorüber-

bar gewesen; in diesen Wochen hatten sie aber allemal alle Hände voll mit der Heugemüng zu tun gehabt. Die übrige Zeit stand alles voll Grundwasser. Der Antmann Galle von Himmelstädt bestätigte diese Angaben.

So muß die Kammer feststellen, daß „ohne die Bewillung die Kolonisten nicht sicher wohnen können, noch Binen von ihnen zu erhalten sind. Die Kolonie wird nie oder erst nach vielen Jahren zu Stande kommen, wenn das Bruch nicht bewältigt wird.“ Auch Fahrdämme können vorher nicht angelegt werden, weil sie jetzt mehr als die Wälle fallen, später aber mit wenigen Kosten heraufgebaut sind. Und Buße hält auf Grund seiner Untersuchung für unmöglich, „den Leuten eine weitere Einschränkung zu geben, den Zins jeder mindestens auf die Hälfte zu verringern.“ Generale Vorbehalt für die Bewillung ist ihm ziemlich ausreichend, oder gar unmöglich, soviel ist sicher zu geben, da das Bruch dann unter Wasser steht. Den Amtsvertreterweiter könnte dadurch geholfen werden, „wenne die Erde, so am linken Ufer des 24 fügigen Grabens liegt, an dem rechten Ufer oder nach der Landseite gebräch, daraus ein Wall gesetzt, und was an Erde fehlen mößte, von dem linken Ufer oder aus dem Graben selbst, der schon ziemlich wieder verblümmt ist, dazu genommen und dies bei der ersten trocken Zeit zum Stande gebracht würde.“ Darauf hätten auch die Genniner Haltung und Wieze, das große Achterbrück hinter ihrem Dorfe würde frei und könnte ihnen als Erlass für die an die Holländer verlorene Rücksicht gegeben werden. Aber er ebenfalls nicht berechnet und empfohlen, einen Ingenieur über den Zeichnungen zu legen. Die Kammer unterschätzte dieses Rücksicht in allen Punkten, und als am 6. April 1726 das General-Direktorium dem König die Sache unterbreitete, gab dieser sie Genehmigung und mitschätzte nur, daß das Holz nicht „verquist“ werden sollte!

Damit schien die Hauptfrage der Siedler erledigt — auf dem Papier wenigstens. Denn ausgeführt wurde dieses befehlende Bewilligungsprojekt nicht, und erst die Eindringung des gesamten Warthebruchs unter Friedrich II. gab endlich auch den Genninern Holländern

Schutz vor dem nassen Element.

Weniger Erlass hatten sie über mit ihrer Bitte um Erlass des Zinses und Bewillung neuer Prejabot. Der parlaire König ließ sich trotz beweglichster Klagen und warmer Fürsprache der Kammer nicht bezeugen, daß ein Ausfall in seinen Einflussbereich anserfremdet. Das Rechtsurteil des Richters am 17. März 1727, am 9. April 1728 und am 15. Mai 1729 und für das folgende Jahr auf 1733 Taler und bat wiederholte um Ernährung, die Summen als Ausgabe in Rechnung legen zu dürfen. Der König blieb hart: „Wir haben Städtegründung resolutiert, daß denen Sumpfländer keine mehrere Freizeit verlieftet werden sollen, zumal dieselben nur einen geringen Zins entrichten, daß sie ohne mehrere Freizeite doch wohl bestehen können.“ Die Natur erwies sich hierin aber stärker als der König. Wo nichts ist, hat bestimmt selbst der Kaiser die Macht verloren, und so mußte schließlich unter dem Druck der Verhältnisse auch der Zins der Genninern Holländer erheblich ermäßigt werden.

Es war nicht schwer, sie über ihre weiteren Klagen betreffend Holz und Mai zu beruhigen. Ihre befehlende Bitte, ihnen die Bezahlung zu schenken, wenn sie Nebenschwemmungen, die Erlass des Wasser fäßen, sandt Wörz und Schwartz selbst, sie nach Wittenberg geschickt, und den Genninern ward die Ausübung der Fischerei auf Holländerbergteich gänzlich verboten. Die Kammer hatte ein entschiedendes Verbot für die Zeit nach Walburgas, wenn die Weizen geschlossen waren, bereits mehrfach erlassen; aber

die Holländer verlangten die völlige Aufhebung dieses Rechts, da die Genniner, um mit ihren Bäumen und Früchten überallhin zu gelangen, die Bäume und Dämme durchschlagen, welche sich die Holländer in den kleinen Straßen des Brückes zum Schade gegen Überhöhungsmunition erichtet hatten. Ihre Kräfte ließ die Genniner auf der entscheidenden Verhandlung nach Prätzen. Ihr Schulze Martin Hanf, unterstellt von den Gerichtsleuten Laurenz Schmidt, Hans Kriete und Jacob Grote, betonte mit Nachdruck, daß sie auf die Fisserie nicht verzichten könnten, da das dem Ruhm des Dorfes bedeute würde. Ihre Forderung sei wenig wert, wie das erst bei der Klosterbildung der Hufen 1718 festgestellt worden sei; ihre Sichtung im Brücke sei ihnen größtenteils gewonnen. Entzückt man ihnen auch noch die Fisserie, so hätten sie nichts mehr zu leben! Das habe aber nichts, und die Kammer vertrödelte die Genniner: Wenn erst die Bewilligung käme, könnten Ihnen gute Gelegenheiten gegeben werden, daß sie ohne jede Fisserie bestehen könnten!

Nur in bezug auf die Neuvermessung ihrer Acker hatten die Siebler weniger Glück. Sie hatten behauptet, daß ihre Hufen gegen die der Neubrüder um 5 oder mehr Morgen kleiner seien, und die Kammer mußte diese Angabe bestätigen. Zur Neubrüder hatte nämlich der Gemarkt Greut mit dem sogenannten großen gemessen, den Morgen an 300 Hufen zu je 15 Fuß 3 Zoll, welches nach der Revision der Hufe von 484 Hufen auf den Brücke mitsamt der Hufe 6 Morgen 200 Hufen ergab. Bei dieser Forderung wurde mit aufgetragen, daß dieser Betrag in der Gemarkt Hennig im Wartbergsbrücke über diese Hufe nicht zu fließen dürfe, so ist demselben bereits anbeobachtet, seine Vermessung nach der rheinländischen Rute von 12 Fuß sofort zu reduzieren. Den Kolonisten aber ist demonstriert worden, daß ihnen nach rheinländischem Maß zu 12 Fuß die Rute 400 Hufen auf den Morgen und 30 Morgen auf den Hufe richtig zugemessen werden sind⁹ (nach heutigem Maß 70 Morgen). Der König wünschte dieses reduzierte Maß ausdrücklich auf die bereits vermessenen Grundstüde im Warte- und Neubrück angewandt zu sehen und verfügte, daß „alles zur Ungebühr zweier gemeinsame Landzurtheide geboren werden sollte“. Die Holländer geben sich damit zufrieden, wiesen aber mit Recht darauf hin, daß die Neubrüder durch Einschreiten und daß trocken dort, nur der geistliche Besitz, mit dem Wartbergsbrücke geachtet werde. Daß viele widerholter Klagen über die Höhe des Kinsches höchstens zum Erfolge führen, haben wir oben gesehen.

Es erwies sich aber in der Folge überhaupt als unmöglich, den Holländern im Genninischen Wartbergsbrück einen leichten jährlichen Steuersatz abzuverdern.

Allzu abhängig war hier der Siebler von Wetter und Wasser, und seine Lage hatte eine verzweigte Lebendigkeit mit den setten und mageren Jahren Kleopatras zur Zeit des traurigen Pharaos. Wenn ein trockenes Jahr einmal gute Ernte und reiche Einnahmen gebracht hatte, dann fanden gewiß sieben nahe Jahre, kroaten Vorrat und Geld und Gut und ließen kaum die kostengünstigen Laken Hüter stehen. Und der rettende und vorliegende Wetter, König Friedrich II., hatte fürs erste andere Wüsten und eine Zeit fürs Wartbergsbrück.

Die Durchführung der Kammer über ihre Einnahmen aus dem Genninischen war somit eingemessen schwierig. Einen gefestigten Tat aufzustellen, war in den damals noch unbekannten und nicht mit Sicherheit in den Kassen befreudeten Geworden. Als ferner Petrus erstmals die Fahrzeuge hindurch ganze 334 Taler in der Einnahmeverrechnung. Was darüber war, hing völlig vom Wetter ab. Alljährlich im Herbstreichen ein Departementstrat in Holländerbrücke ging vor Wirtschaft zu Wirtschaft, beaufsichtigte Stall und Scheune und Boden und Keller und sah auf Grund dieser Unterforschung und einer Reihe ausgedehnter Studienreisen in jenes Gebiet, der die Genninische in jedem Jahre umgedreht um dieselbe Zeit auftretende Himmelserscheinung der Sterne ist. Dieses Phänomen ist so großartig und überwältigend, daß es mir nicht annahme, es mit einem kleinen Bleistift zu beschreiben. Nur so viel wisse ich Ihnen zu sagen, daß die Genninische ein Welt ist, gegen das Weihnachtsstage, Verlobungsfeierlichkeiten, Radfahrabälle und Fahnenweinen Wallfahrten hin. Nur das Schlaglicht nähert sich ihm.

Einnahmen des Staatsbürgers gewesen, und so darf es nicht wunder nehmen, wenn die Wartbergsbrüder sich äußerste Mühe geben, ihre Vermögenslage dem Berater der Kammer in möglichst sämmerlichem Lichte erscheinen zu lassen. Es kam vor, daß zum ersten das Vieh an unanständigen Stellen des Brückes versteckt wurde, doch manche Weise kaum zur Hälfte gebracht wurde, damit nur die äußerste Notdurft in Hevorrat vorgeworfen werden konnte! Deshalb machte die Kammer im Jahre 1751 erneut den Versuch, feststehende Binsen einzuführen, und die Bauern hielten höflichst in den jungen Apfel, der immerhin noch genießbar waren, obwohl sie unangenehmen Geschmacken anhafteten. Sie erklärten sich jedoch auf die niedrige Säge, um die Binsen abzuschneiden und fürt für jeden Wirt wünschenswert waren, mindestens alljährlich zu entrichten, die in Weizensee genommene große Verwaltung endlich gefestigte Zustände bringen würde.

Um weiter zu zählen, nach dieser neuen Regelung die Holländer, so wie dem alten Gedenkt, 15 Hufen 15 Morgen 396 Hufen belassen¹⁰. Sie waren durch den Wall am 24-jährigen Graden, der 1749 vollendet worden war und an den sogenannten Höchwerder angeschlossen, wo der Überflößigkeit gezeigt. Es war billig, daß sie statt des bisherigen Sohnes von 10 Groschen nunmehr den vollen, urprünglich vereinbarten Bins in Höhe von 16 Groschen entrichteten. Von dem außerhalb der Dampfung im Genninischen Brücke belegenen Wirtschaften wurden verneuert; auf dem Buchwerder 3 Hufen zu 5 Groschen je Morgen; auf dem Kranichshörn 4 zu 5 Gr., 1 zu 8 Gr.; im Brücke- und 2 zu 5 Gr., 2 zu 3 Gr.; auf dem Eichwerder 5½ zu 4 Gr., ½ zu 6 Gr., „niekt wisse und will selbige wegen Morastes niemand haben“; auf dem Bleyen 7 zu 3 Gr., ½ zu 5 Gr. — sie

gehörte dem David Regel und war außerordentlich schlecht — 2 Taler Schwung; im Königsberg 1 zu 5 Gr., 2 liegen wüßt und woller Morast. Die Bremischen Holländer, ursprünglich zum Marinijschen Anteil gehörig, zahlten 6 und sogar 8 Groschen für den Morgen, obwohl sie an der Straße 2-3 Fuß steht, das Wasser so leicht an die Hufen trifft. Ein ähnlich gefährdetes Tage befanden sich die Bremischen Holländer an der Wachs-Rahne, 12 Ganz- und 13 Dalfuscher. Sie wohnten durchweg niedrig, der Überschwemmung ausgesetzt, und hatten die alten Gebäude, die jährligen Menschen überholten¹¹ zu feiern, erboten, sie sich freiwillig 5½ Taler als höhere Rente auszuzeichnen. Die Weise Holländer, in gesicherter Lage, hatten die verlangte Steuer aber immer, buntlich entrichtet und weigerten sich auch für die Binfurt nicht. Sie sahnen für eine Brücke 16 Gr. und für 9 Morgen Alerland 8 Gr. Insgeamt vernehrte sich zur Freude der Kammer die lebenshafte Ertrag aus dem Brücke um 290 Taler.

Noch aber blieben 18 Holländerseite mit zusammen 29 Hufen im Genninischen Brücke übrig, deren Lage so mißlich war, daß sie zur Bewilligung eines festen Steueres nicht zu bewegen waren. Ihnen kommt daher die jährlige Unterredung nicht erwartbar ist, wie die übrigen folgenden Schema aufstellen wurde: eine Hufe galt 1 Tal. 16 Gr., ein Wall 8 Gr., ein Bied ebenso, ein Fuder 12 Gr., ein Scheffel Roggen 14 Gr. Diejenigen, die überhaupt nichts hatten — auch damit mußte also noch immer gerechnet werden — gaben 2 Taler Schwung. Die heraus sich ergebende Gesamtsumme betrug 1751, in welchem Jahre der König den neuen Binsatz genehmigte, 77 Taler 1 Gr.

Die Kirmisstöter.

von Kurt Hinze.

Abhandlungen, die ernst genommen werden wollen, beginnen mit einer ausgedehnten Auseinandersetzung mit den Namen. Und diese Abhandlung soll ernst genommen werden. Also: „Die Kirmisstöter.“ „Töter“ ist die Fachwissenschaftliche Bezeichnung der Bauern für „canis familiaris“ oder den Haushund und Familienhund, und zwar für die ruhigsten und stimmungsvollsten Exemplare dieser Spezies. Nämlich Günter über die biologische Erziehung der Hunde erzählt, daß „der Mensch nicht einer, sondern der Hunde hilft“¹². Anders ist es mit dem Begriff „Kirmis“. Wetter-Schreibweise für „Kirms“, lautet „Kermis“ oder „Kirms“, oder auch „Kerna“. In Jorn-Dorf heißt es nur „Kirms“. Der Ort scheint für die Bevölkerung gewisser Landstriche eine Bauformel zu sein; denn wenn man es auch nur behutsam erwähnt, daß die Augen zu glänzen und die Füße zu hüpfen an, und selbst „kummt“ — oder das Hauswesen beginnt im Stalle zu kummen, als ob ihm das Meijer schon an der Rechte liege. Doch man aber weiter, so erweist sich diese Annahme als irrig. Eine Bauformel kann „Kirms“ nicht sein; denn in der Gegend um Uetersen sagen die Bauern: „In Süder und Wartnitz hatt die Kirms der Hund übertritten.“ Aber geht man dieser Tatsache mit wissenschaftlicher Sorgfalt auf, dann kommt man zu „Wort“. „Wort“ ist das Kirms, heißt man „worten“, das Wort, das „Kirms“ ein Hundeuntermittel sei, fallen lassen, feller haben, um den Hund lange und mühsamer Fortbewegungen und einer Reihe ausgedehnter Studienreisen in jenes Gebiet, der die Genninische in jedem Jahre umgedreht um dieselbe Zeit auftretende Himmelserscheinung der Sterne ist. Dieses Phänomen ist so großartig und überwältigend, daß es mir nicht annahme, es mit einem kleinen Bleistift zu beschreiben. Nur so viel wisse ich Ihnen zu sagen, daß die Genninische ein Welt ist, gegen das Weihnachtsstage, Verlobungsfeierlichkeiten, Radfahrabälle und Fahnenweinen Wallfahrten hin. Nur das Schlaglicht nähert sich ihm.

Die Kirmisstöter treten in den Dörfern gerade in der Spätberghzeit, in der die Gelber rotblau abgegrenzt sind, sehr häufig auf. Bei den Dörfern jedoch, in denen der Hund und die Kirms aufgetreten hat, sind sie ausgetilgt. Man ginge vollkommen fehl, wollte man die Kirmisstöter in Brems' Dörfern suchen. Solchen Gehöften tropft der Name nicht zur zoologischen Vollständigkeit des Ortes hinzu. Gewißlich kann es nicht sein, daß ein Friedrich-Welcher steht in Plumbener Ort und auf der Kampe, und auf über den Hof „So! So!“ ruft. Das ganze Dorf ist Laden und Wulf. Mäßhet laufen untergezogen auf der Straße, Bauern lösen in den blauen Oberkleidung hinunter. Keine Kortfleißer, Stöppeln, plattgewogene Saatläden bleiben hinter ihnen. Der hohe, kühle Turm von Wittersdorf kommt immer näher. Der Ort ist ausgeboren. Eine einzige weite Frau sitzt in der letzten Sonne. Über Jornedorf das ganze Dorf ist Laden und Wulf. Mäßhet laufen untergezogen auf der Straße, Bauern lösen mit ihrem Beisch hinter dem Baum. Am ehesten Dorfleiter sind zwei erwachsene Menschen mit ihren Enten um die Wette. Da steht ein Torweg offen, irgend einer. Der Wagen holtet hinzu, „Burr!“ Friedrich-Welcher wird einen herumzitternden Friede-Rote und Weisse hinsetzen, um sie, während die Werte in der Kälte lächeln, in den Sad holen und fördert den Wagen in den Schuppen. Welcher ist innerlich mit seiner Frau und seinen fünf Kindern auf den Besitzer zugestellt, der grinst und bleiertrausend in der Laube steht. „Gnoch Dag!“ sagt der. „Na, denn kommt man!“ Er fragt nicht: „Wer bist'n?“ Er fordert nicht: „Was bist'n?“ Er führt die Fremden die Treppe hoch, reicht in der Laube die Pille herum und zeigt in die Stube, die schon voll von Menschen ist. Da steht der Tisch gedacht, und zwar so, daß man bange hat, daß alte eisene Möbel zusammenfallen. Ein Paar sitzen um den Tisch, ein anderes Paar auf den Stühlen. Und sie gäben zusammen, wie sie gans zu Hause wären. — Das sind die Kirmisstöter!

"Sibibibibi!" jiddelt einer auf der Oenbank und zeigt auf Seite Melcher, die sich schon den Mund abwischte. "Soont groot Stullen." Er steht aber langt rabisch nach der Feuerstelle hin und lacht den der Mann, der Schauspieler und Lach den den Dienste aus. "Man muss zum völligen Verständnis dieser Beiden wissen, daß die Brüder schriften in Borsdorf nicht handgreiflich sind wie in den Städten, sondern amberthalb Morgen umfassen." — Auf Beter Melcher braucht keiner mit dem Finger zu zeigen, der hat, als er endlich aufsteht, seine Schuldigkeit getan.

"Aun wird erzählt, geräumt gekurnzt. Sie geben durch die Städte, durch den Garten, leben sich die Kartoffelmeister an. Eig' Abend heißt es völköig: 'So, im neac' in farti! Wi looken nach'n Knoch!' Als sie das hören, treten, fommt' die Riesenschlacht auf dem Weinfest. Die Kartoffelmeister lädt' es; da gloome, bi den sin hiere 20 Mann wu' Besuch," sagt der Bordinator und bläst hinter der freudn' Menge her, in der holz und laedend der Amts- vorsteher freitreat. Der Bordinator ist ein biss' angsterlich, denn er hat nur 12 Mann auszutüpfen, und je mehr Kürmister einer aufzumeinen hat, desto folser ist er. Eine Schande für den, der gar keinen Besuch hat.

Sie sind beim Gastwirt durch die Tür getreten, „Naßbrot aber nicht die Witze auf!“ mahnt der Bordinator, „denn sonst sitzen wir fest!“ Ein Salón begrüßt die Ankommenden. Jaar kennt keiner dem andern, aber das geht ja zu ändern. Sie stehen an der Schenke, duschen sich aus und trinken Bier. In diesem Spender liegen ein wundervoller Mistkasten und das große Pfennige können sie sich abschönen, jowil sie wollen. Über eigentlich wollten sie nicht. Einer ist auf den Stuhl gesprungen, hockt sich mit den Händen und singt:

Wenn Kirmis is, wenn Kirmis is,
Denn schlacht der Buer en Buer,
Denn tanzt miene Frue, denn tanzt miene Frue,
Denn kriestet ihr dar Buer.

Friedrich Melcher bekommt dadurch einen Einfall. Er sieht seine Frau um ihre größte Peripherie und schreit sie bis zum Saal, wo die Flöten schreien und die Trompeten größen. Und dann geht es los. Und es ist dann so wie die letzte Friedeise. Ein Wunschkasten steht auf dem Tisch, droht mit dem Tod. „Dann sollst du sterben“, sagt der Taxis mit seinem Gefangen. „Sordine“, fügt er hinzu, „du heizst mich, du heizst mich, du heizst mich...“ und immer toller und immer toller.

Friedrich Melcher hat nun doch seine Müze abgenommen. Aus diesem Grunde hängt er erst im Morgengrauen auf seinem Wagen und fährt mit den anderen Kirnstötern nach Hause.

"Na, denn iupt nächste Soahl!" rufst der Bornidorfer ihm nach. Als er sich umsieht, bemerkst er, daß im Krüge noch Licht ist. Er entschreitet nach dieser Richtung.

Meine Abhandlung über die Kirmisstöter
hat unter anderen den einen schweren Fehler:
sie liegt zwanzig Jahre zurück.

Von hölzernen Schornsteinen.

Feuerpolizeiliche Maßnahmen im alten Küstrin.

Noch heute muß der Mensch — trotz aller technischen Errungenschaften — oft der Macht der Elemente weichen. Wasser und Feuer richten Jahrtausende jährlin noch immer ungeheuren Schaden an. Und was steht uns heute nicht alles zur Verbesserung eines Brandes zur Verfügung? Organisierte Wehren, Motorwagen sind in den Städten auch meistens Automobillöschung! In früheren Jahrhunderten war man auf die allerbedrohlichsten Löschmittel angewiesen. Bauwillige Dorfbürtigkeiten befanden nur in den weitesten Distanzen, und selbst dort wurden bei Löschversuch meist beide Augen abgerissen. Nur so ist es zu erklären, daß so häufig ganze Dörfer und Städte den Flammen zum Raubse fallen konnten.

Auch die Geschichte Küstens weist einen solchen schwarzen Tag auf: im Jahre 1491, am „Dienstag nach Cruciis“ wurde fast die ganze

Stadt, mit Ausnahme des Flees, von einer Feuerbrück zerstört. Aus einem Schreiben dessen damaligen brandenburgischen Kurfürsten Johann Eicero, das dieser in dem darauf folgenden Jahre an den Rat der Stadt richtete, erfahren wir auch etwas über die Gründe: Nachdem unsere Stadt Potsdam vor Verhängnis und Unglücksfälle durch Feuerstoss unverhältnismässig als des Flees ganz ausgebrannt und zu Verbrennen kommt ist, dochur wir als der Kurfürst bewegt, damit die Bürger die Bremser wieder aufsetzen, zur Fahrung mit Gottes Ehre kommen und die gemeldeute Unreue Stadt ebessert werden mag, als haben wir sie vier Jahr lang geferret für alle und Bins, die sie Uns oben andern vor ihrem Haushaus oder vor ihren Gütern zu geben ordrißtene.

Die ersten Sprüchen wurden in Führing zu Anfang des 16. Jahrhunderts angefertigt. Diese Fassung war dringend notwendig, da die Schornsteine fast keine Ausnahme aus Holz und Eisen und das oberste Stockwerk dieses Gebäudes zur Versorgung von Holz, Eisen, Metallen und anderen leicht brennbarer Stoffen diente. An die Befestigung dieser lebhabt durch hauptsächliche Vorrichtungen dachte keineswegs niemand. Jahrhunderte hindurch haben die hölzernen Schornsteine in unserer Stadt erhalten. Noch am 14. März 1676, also fast zweihundert Jahre nach dem großen Brande, auf der Kommandant der Festung, Oberstleutnant von der Werdert, die Hausesigentümer erneut aufforderten, die hölzernen Schornsteine abzuräumen und sie durch gemauerte zu ersetzen.

Mit der Durchführung dieser Anordnung ist es aber noch sehr gehabt. Die Bürger geweigerten sich, es sei denn die Häuser nicht auszustellen und weil Mittel zum Bau fehlten". Diese Zustände machten wiederholte eingreifende der Landesfürsten erforderlich. Schon Karlsthaler Hans v. Küstlin habe sich mit Baubefreiungen und Ausnahmen befugt. Alle in Küstlin neu erbaute Häuser sollten nach einer Verpfändung mit Siegeln gebettet sein. Aber diese Vorstufe war ein Jahrhundert später noch nicht überall durchgeführt. Um eine seiner gleich im Anfangsstadium erfolgreich bewilligte zu können, wurde am 11. 10. 1677 bestimmt, daß jeder Bürger eine Tonne mit Basler auf dem Boden, eine vor der Türe und die nötigen Feuergeräte – Leiter, Schaufel, lange Stange, Leberdecker zu halten habe. Die hölzernen Schornsteine waren allerdings noch immer nicht beschaffbar. Kurz vor Eröffnung des 16. Jhd. wurde 1689 noch

ist Friedrich III. mußte daher 1035 noch die Wehrpflicht ordnen. Da diesem die Belohnung der Belohnung von dem tatsächlichen Feindunterwerfung fehlt überwacht er deshalb die Schornsteine von den Soldaten einzufangen zu lassen — verschwunden se ist anschließend.

Eigen Ende des 17. Jahrhunderts bestand in Künzlin auch bereits ein Ausfluss zur Belebung der Feuerstätten, der sich aus Mitgliedern des Hof- und Stadtgerichts, Vertretern der Belastung, den Zunftmeistern und Schöffen der Stadt zusammensetzte. Der Zunftmeister nimmt allemal eine wichtige Position innerhalb der Stadtverwaltung ein; denn er durfte ohne Erlaubnis, die Stadt nicht verlassen.

In der Folgezeit ist Küttigen glücklicherweise von großen Bränden verschont geblieben. Nur einmal noch, als am 15. August 1758 die Russen die Stadt beschossen, hat ein Feuer fast die ganze Festung zerstört. Aber selbst bestorganisierte Wehr wäre einem derartigen Großfeuer gegenüber machtlos geblieben.
M. Rudolf.

Krieg der Raben.

Eine neumärkische Sage.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Im Herbst des Jahres 1558 war's. Da
zischen zu Königslberg in der Neumark
über dem Rathause und der Kirche mehrere Tage
indurch riesig Schwärme von Raben, Krähen
und Dohlen. Die führten heftigen Kampf unter-
einander, daß Flügelschlägen wie Sturmesfonten
und abwurfbeschädigte Geflügel und Geschrei über

der Stadt waren. Dicke höwars und grästen von Vogelherdern den Dommel bedeckt, die Tiefe mit Buntstein aufgestützt, und der Hirsch und der Krieger standen auf dem Platz mit ausgemalten und gebrochenen Hölzern. Auch alle Dächer blieben bedeckt damit, ganze Höfe voll des Federkramms trug man nach dem Zusammensegen fort. Ja, auch genügte das Bägel Lager bauvölkisch. Als wirs Schlacht blieb nutzte der Blas an. Und im nächsten Frühjahr wiederholte sich das grausige Schauspiel. Nicht weniger toll.

er Vogelschlacht: Für der jedesmal darauft
folgenden Nacht stammten die Geister Königst
erbs in schwung-zuberreichem
Lichte auf. Sil
berne Fräulein es. Doch wie von einem ganz
arten Nebelschleier gedämpft. Freilich nur für
wenige Minuten. Dann wort es sich jähr wieder
und nachtiges Dunst fühlwieder zufliegen
und häufchen Erstigen sogar dichter als vorher.
Man überlegte. In den Stuben am
stammtisch im Rathause. Und meinte diese
dass. Doch klich das Wonne ein unbeschreibl

und das. Doch blieb das Gehen ein ungeliebtes
Rätsel. Das man nicht vergaß. Das man
als seltenes Ereignis in die Chronik schrieb.

Und zum steten Gedanken daran malte
man über die Rathausfür zwei einander gegen-
über hockende Raben. Auch auf dem unteren
Rathausgiebel stand ein Rabe angebracht. Einem
aus Eisen. Vor vielen Jahren aber entfernt
auf ihn wieder.

Aus dem Leben eines Goldmachers.

Die Versuche des Goldmachers Tausend
es ist gelungen sein soll, dieses Gold
vergänglich, dienten einmal die Erinnerung
wiederholend an einem anderen Goldmacher,
der vor ungefähr 200 Jahren verschieden
deutliche Fürtzen wohl ein Jahrzehnt an der
Rase herumgezogen hat und der dann in Küstrin
in Galaten endete.

in anderes Gebäude zur Verfolgung.
Erst nach erneuter Flucht machte man
wegen Broes mit ihm Ende des Jahres 1708
wieder ihm eröffnet, daß er bei Todesstrafe
am 23. August 1709 seine Versprechungen einzulösen
wollte. Das war dem Grafen unmöglich um-
gangen. Er wurde am 23. August 1709 in der Neustadt
hingerichtet, an einem mit Flittergold geschmückten
Galgen, im flittergoldenen Kleid.

Inhalt: Stunden im herbstlichen Walde. Von Edmund Schaelein. — Germanisch-Warthebruch. Von Otto Rapföld. — Die Airmünder. Von Kurt Hinze. — Von hölzernen Schornsteinen. — Krieg der Raben. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. — Aus dem Leben eines Goldmachers.